

# Siedlung und Landschaft

Von Ewald Liedecke

IN MEMORIAM HEINZ WETZEL

Heimat ist verwandelte Natur. Verwandelt durch die Menschen gemäß ihren Bedürfnissen und Begabungen. Doch wirkt auch die Natur, die ursprüngliche und die gewandelte auf die Menschen zurück und prägt sie ihrerseits. So wirken Menschen und Natur in schöpferischem Widerspiel zusammen, nämlich zur Heimat.

Siedlung und Landschaft sind nur Teile dieser Heimat. Was wir Heimat nennen, ist ein Umfassenderes, bezieht vor allem die Menschen ein in ihrer geschichtlichen Bedingtheit, in ihrer Art zu leben, zu wirken, zu sprechen, zu singen, sich zu kleiden und sich zu bewegen. Siedlung und Landschaft stellen die Ergebnisse ihres Bauens und Bebauens dar, zugleich freilich die unbestedlichsten Urkunden dessen, welcher Art die Menschen waren, sind und sein möchten.

Das Wort Heimat röhrt zunächst an die konservative Seite unseres Wesens: man möchte die Heimat, also auch ihre Besiedlung und Landschaft erhalten. Ein solches Bestreben ist keineswegs selbstverständlich. Wir besitzen zahlreiche ältere griechische Bildwerke aus dem Perserschutt. Offenbar dachte bei dem großartigen Wiederaufbau niemand daran, von den älteren Sachen etwas zu retten oder gar danach zu graben. Man war sich seiner starken schöpferischen Kraft und seines „größeren“ Könbens sicher. Auch die gotischen Baumeister vernichteten die romanischen Werke, wo sie irgend ihren Absichten hinderlich waren und die Kraft dazu ausreichte. Nicht anders taten die barocken Baumeister mit den gotischen Werken. Man verwendete sie allenfalls, baute sie um und verwandelte sie damit in ein Neues.

Es wäre voreilig, aus diesem kräftigen Neuerungswillen ohne Zurücksehen, aus diesem wörtlich rücksichtslosen Verhalten zu schließen, daß das Erhaltenwollen nur eine Schwäche darstelle. Gewiß kann es so sein, aber nur dann, wenn wir an den schöpferischen Kräften der Gegenwart zweifeln. Wir müssen uns in der Tat gründlich überlegen, was Mangel an schöpferischer Kraft bei diesem Erhaltenwollen ist und inwieweit bloßer Sammeleifer hereinspielt, oder ob echte Pietät obwaltet, Besinnung auf die eigene Herkunft, Atemholen für neue Leistungen aus dem Gewesenen ins künftig Wesentliche.

Das Erhaltenwollen versucht eine künstliche Verzögerung des natürlichen Verfalls. Dies trifft vor allem für Denkmale in fortgeschrittenem Zerfall, für Ruinen zu. Und je besser sie gepflegt sind, desto schmerzlicher berührt ihr Dasein (z. B. Hirsau, Herrenalb).

Das Erhaltenwollen gelingt am ehesten dort, wo die alten Gesinnungen, aus denen das Bauwerk entstand, und die ursprünglichen Zwecke noch vorherrschen. Es ist nicht zufällig, daß die Kirchen sich am ehesten erhalten haben. Ihr Sinn und Zweck blieb – sehr grob gesprochen – derselbe. In Wirklichkeit wandelten sich Lebensgefühl und Kultur immerwährend in gewissen Grenzen, und damit wurden auch die Kirchen immer wieder umgebaut. Nach den geschehenen Wandlungen ist es sehr fraglich, ob man sie sozusagen auf ihren ursprünglichen Zustand zurückbauen darf, für den doch die lebensnahen Bedürfnisse fehlen.

Diese Frage berührt nun besonders die Siedlung, die historischen Städte und Dörfer, die wir als Teile der Heimat betrachten. Sie sind unvergleichbar genaue Zeugen der jeweiligen wirtschaftlichen, sozialen, politischen, religiösen Ordnung. Im ländlichen Bereich scheinen diese Zusammenhänge gut durchforscht, im Bereich der Stadt, wo differenziertere Werte auftreten, weniger. Wenn man z. B. von mittelalterlichem Städtebau allgemein redet, so ist dies oberflächlich. In Wirklichkeit bestehen gewichtige Unterschiede zwischen dem ottonischen und dem staufischen Städtebau, zwischen dem Städtebau vor und nach dem Investiturstreit, wenn auch vieles Gemeinsame bleibt. Mir scheint, man hat in diesen Dingen zuviel mit der Lupe in den Dokumenten gesucht, aber zu wenig mit offenen Augen die Städte durchschritten und über ihre Grundrisse nachgedacht. Wer selbst Städtebau zu treiben und Siedlungen zu bauen hat, weiß, daß in den Akten, also dem was später als „Urkunden“ herhalten muß, fast immer nur Nebensachen erörtert werden.

\*

In diese Welt der wahrhaft trächtigen, gebauten Urkunden dringen nun die neuen Zwecke mit besonderer Kraft ein. Man kann ein Dorf oder eine Stadt noch weniger als eine Kirche erhalten. Man



Blick auf Tübingen mit Stiftskirche und Giebelhäusern am Neckar

kann sie allenfalls bewahren, den neueren wahren Zwecken anpassen. Aber das heißt doch, daß die Verwandlung sich nicht aufhalten läßt. Alle Versuche der Denkmalpflege, den Einbruch der neuen Zwecke, der großen Geschäfte und Industrien, in die alten Siedlungen zu mildern, sind zwar im einzelnen erfreulich, im ganzen aber fast hoffnungslos. Zur Bewahrung der alten Stadt- und Siedlungsgerüste gehört zuvörderst die Bewahrung der alten Zwecke und Funktionen: qualitativ hochstehende Betriebe wie kleine Handwerke und Geschäfte. Moderne Geschäfte mit starker Ausdehnungstendenz gehören in neuere Stadtteile, in denen ihrem Ausdehnungsbedürfnis Genüge getan werden kann. Aber leider sind wir von einer so gründlichen Praxis des Städtebaus heute weit entfernt.

Um das Alte ins Neue zu binden – und umgekehrt – bedarf es stärkster schöpferischer Kräfte, auf der einen Seite Einfühlungsvermögen und Achtung vor dem Überkommenen, auf der andern Bekenntnis zur Gegenwart und Mut zur Zukunft. So steht auch die Denkmalpflege, sofern sie sich an die Schwelle des Bewahrens und Neuschaffens wagt, auf gefähr-

lichem Posten. Da gibt es kein Ausweichen ins Literarische, wie daß z. B. eine Front von soundso viel Giebeln eine „Giebelsinfonie“ sei, die nur durch einen Giebel abgeschlossen werden könne, oder daß man z. B. zwischen einer alten Giebelfront und einer modernen Brücke nicht „experimentieren“ dürfe. Denn gerade solche gefährlichen Stoß-Stellen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind die eigentlichen Stellen der Bewährung, nicht nur für die Baumeister, sondern auch für Denkmalpfleger, die sich ins Gegenwärtige und Künftige wagen. Die Denkmalpfleger sollen mehr sein als Anwälte des Gewesenen.

Auch der Naturschutz hat sich zur Aufgabe gestellt, manches vom Aussterben Bedrohte noch eine Weile zu erhalten. Die Schaffung von Naturschutzgebieten ist ein Zeichen dafür, daß die Menschen neben ihrem zweckbedingten Denken noch eine Ahnung davon haben, daß die Welt vermutlich nicht dazu eingerichtet wurde, an allen Ecken und Enden nur zweckmäßig genutzt zu werden, daß sie vielmehr droht, daran zugrundezugehen. Noch schlägt das Gewissen, wenns auch in vielen Fällen nur das schlechte Gewissen ist.

Der Naturschutz ging bald aus dem Bemühen um das Erhalten zum Bewahren, ja zum Gestalten über. Viele negativen Ergebnisse der Bodennutzung des 19. und angehenden 20. Jahrhunderts wurden ihm Helfer: Die Monokultur des Waldes, die Überdüngung der Felder mit künstlichen Mitteln, das Ausräumen von Baum und Strauch aus der Ackerlandschaft, das in seinen Folgen unbedachte Meliorieren u. a. m. Auf dieses Feld der Zerstörung zeigten viele Finger; so kam es zur Entwicklung von Lehre und Praxis einer gesunden Bodenbewirtschaftung in Wald und Feld. Sie ist sicher noch nicht Allgemeingut, aber doch im Fortschreiten begriffen. Ja aus diesem Suchen nach einem biologisch richtigen Verhalten entwickelte sich eine Landschaftsgestaltung, die im einzelnen an den späteren Autobahnen erprobt nun der Fortsetzung harrt.

Im Falle des Naturschutzes geschah also ein kühnes Ausgreifen ins gleichermaßen wirtschaftlich Zweckmäßige wie begeisternd Gestalterische.

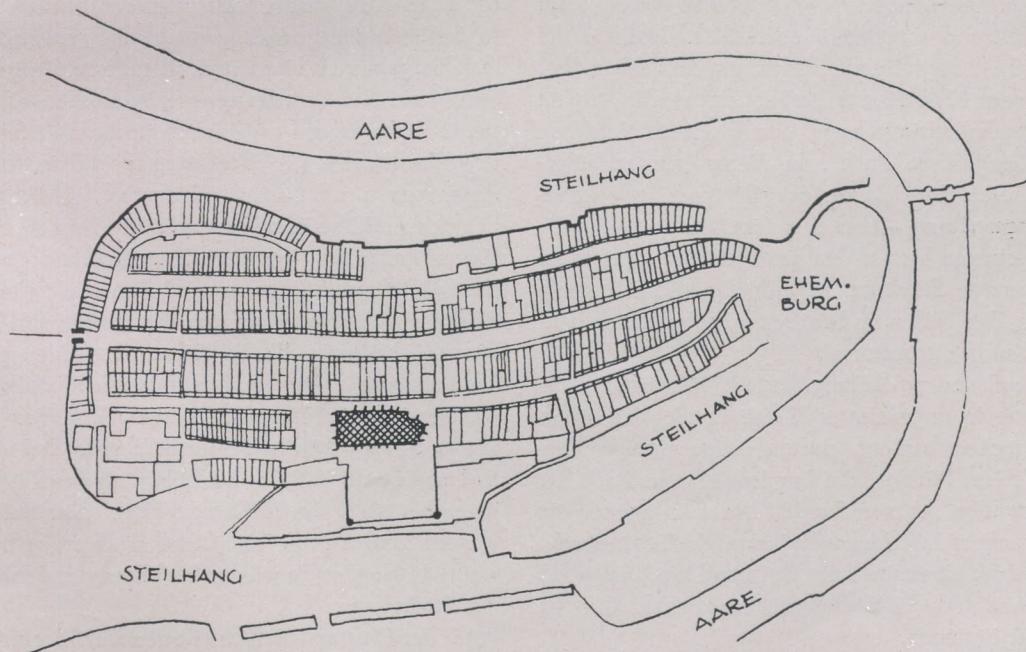
\*

Das Verhalten der Menschen und damit ihrer Siedlungen zur umgebenden Landschaft war überall und zu allen Zeiten ganz verschieden, auch in unserer eigenen Geschichte. Dorf und Stadt unseres Mittelalters stehen in klarer Abwehrstellung zur umgebenden Landschaft bis weit in die Zeiten der Renaissance. Zwar wird die Landschaft genutzt als

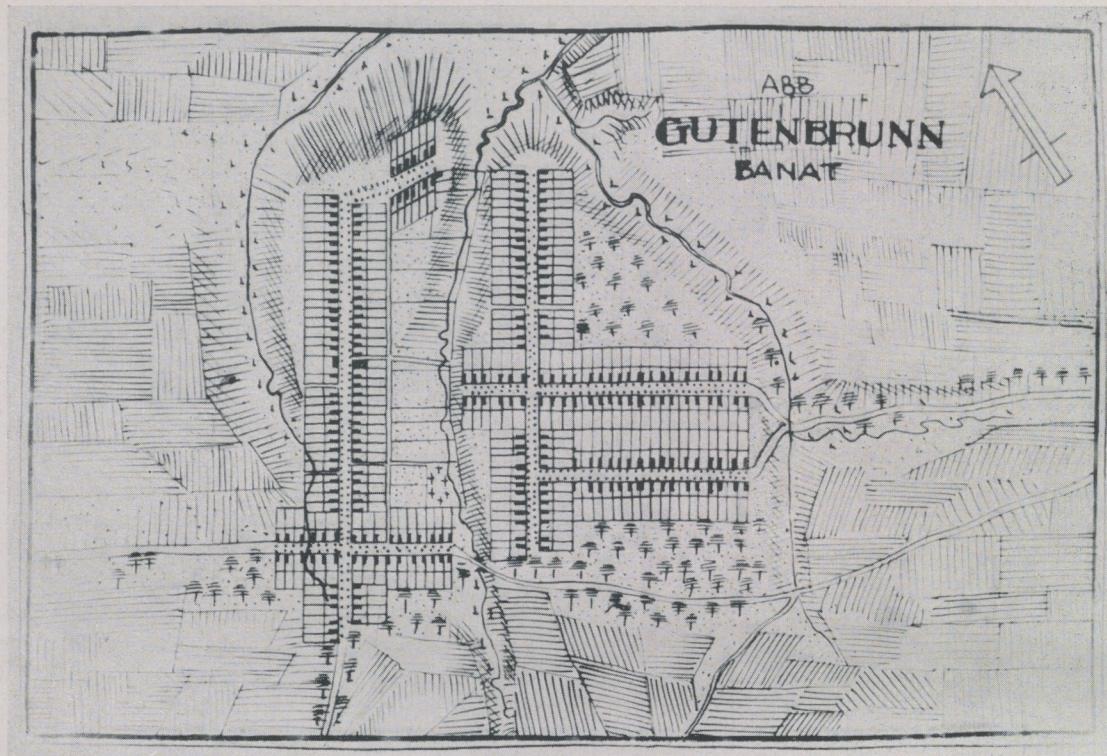
Wald, Jagd, Weide und Acker. Aber man schließt abends die Tore gegen das, was draußen an Gefahren lauert: Wir bewundern zwar an alten Städten und Dörfern ihre landschaftlich gut ausgesuchte Lage. Aber nichts deutet darauf hin, daß mit ihrer Lage anderes gewollt war, als Abschirmung nach außen. Von der Siedlung aus betrachtet war die Landschaft gefährlich: „unheimlich“.

Wie anders der Barock: das Land scheint befriedet. Die alten Mauern und Gräben bieten keinen Schutz mehr. Die absolutistische Planung greift, ausgehend vom fürstlichen Schloß, weit in die Landschaft hinaus, d. h. die vom Schloß ausgehenden Wege werden gerade weitergeführt bis zur Erschöpfung der Strahlungskraft, bis es potentiell nicht mehr weiter geht. Dies ohne Rücksicht auf Flurteilung, Eigentumsverhältnisse, landschaftliche Besonderheiten. Auf diese Weise ist zwar die Landschaft nichts Feindliches mehr, aber sie wird einem absolutistisch-zentralistischen System einbezogen, es entsteht kein echtes Widerspiel von Landschaft und Siedlung. Auch die ländlichen Siedlungen jener Zeit sind, ob sie nun von Friedrich dem Großen oder Maria Theresia veranlaßt waren, von einer erbarmungslosen Härte gegen die Landschaft, die keine andere Grenze kennt, als die am Gelände scheiternde Unmöglichkeit der Durchführung geometrischer Siedlungsfiguren.

Diesem gewaltigen Ausgriff der Siedlung in die



Bern in der Aare-Schleife. Trotz aller Strenge organisch in die Landschaft eingefügt.  
Einheit von Siedlung und Landschaft



Siedlung Gutenbrunn im Banat. Beispiel des barocken Formalismus, dem die Landschaft unvermittelt Grenzen setzt. Siedlungsplanung und Landschaft als Gegensatz

Landschaft im Barock folgen mildere Töne im Rokoko. Die Landschaft wird Kulisse menschlicher Tätigkeit und vor allem Verliebtheit. Große in die Landschaft eingreifende Siedlungen sind selten. Fast ohne vom Klassizismus berührt zu werden, gleitet die Landschaftsgestaltung zur Romantik hinüber, dem „englischen Park“. In dieser fast erschütterungsfreien Entwicklung der Gärtnerei zur Landschaftsgestaltung – und dies inmitten so vieler Erschütterungen bis auf den heutigen Tag – zeigt sich ihre kernige Substanz, nämlich das Nächstliegende zu tun, den Boden zu bearbeiten, gebend und nehmend, nicht nur nutzend.

Während nun zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Siedlung in ungeformter Weise in die Landschaft auszugreifen beginnt, suchen einige wenige, darunter Fürst Pückler, die Landschaft vom Park her zu gesunden. Aber es handelt sich doch nur um ein vereinzeltes Unterfangen, während die Städte in die Landschaft hineinwuchern, das Land die Landschaft ausräumt und die Dichter die Landschaft, die alte Heimat besingen.

Wir müssen hier die wichtigsten Ursachen nennen, die nach 1840 fast jede Siedlung zu einer Kata-

strophe für die Landschaft werden lassen. Zunächst das zunehmend rasche Anwachsen der Bevölkerung, so daß rein mengenmäßig ungewohnt große Siedlungsaufgaben zu lösen sind. Gerade in dieser Zeit aber gerät das Gestaltungsvermögen der Architekten in Verwirrung – man denke an die vielerlei Stilversuche des letzten Jahrhunderts wie neugotisch, neubarock u. s. f. – und gleichzeitig zieht es sich aus den weiträumigen Konzeptionen des Barock auf kleine Aufgaben wie den Einzelhausbau zurück. Das städtebauliche Planen wird eine rein technische Aufgabe, die folgerichtig den Geometern und Tiefbauern überlassen bleibt. Diese überziehen ganze Landschaftsteile mit linierten Straßenfluchten, in welchen jeder im Sinne des Individualismus so baut, wie er es für schön hält oder aufgeredet bekommt. Es kam soweit, daß der Städtebau als gestalterische Aufgabe 1890 durch Camillo Sitte neu entdeckt werden mußte. Aber mit dieser Entdeckung hatten wir noch lange nicht wieder die Übung in der Kunst des Städtebaus.

Auch der Umstand, daß der Boden als Ware und als Spekulationsobjekt betrachtet werden konnte, trug zur Verwahrlosung des Städtebaus wesentlich bei.

Der Boden mußte „ausgeschlachtet“ werden, um eine möglichst hohe Rendite zu erzielen. Private Siedlungsgesellschaften, ja auch Gemeinden beteiligten sich an diesem einträglichen Geschäft mit dem, was einst Landschaft war.

\*

Mit der fortschreitenden Verdrängung von Landschaftsteilen durch die Siedlung und der Aushöhlung der Landschaft von innen her wird die Erhaltung und Pflege der heimatlichen Landschaft erst zu einem schmerzlichen Problem. Das sich darin anzeigenende seelische Verhältnis zur Landschaft war nicht zu allen Zeiten selbstverständlich. Wohl gibt es schon im Altertum Landschaftsbeschreibungen, aber dann ist die Landschaft Schlachtfeld wie in der Ilias, oder Wirtschaftsland. Die Gebirge und großen Wälder sind „unwirtlich“ und möglichst zu meiden. Als Petrarca 1334 den Mont Ventoux einzig zu dem Zwecke bestieg, Landschaft zu betrachten, war dies ein erregendes Ereignis und fand nur langsam Nachfolge. Erst nach dem Rokoko, das die Landschaft noch gleichsam als Staffage für das menschliche Tun betrachtete, in besonderem Maße dann in der Romantik, tritt allgemein die Landschaft in ein seelisches Verhältnis zum Menschen. Die Landschaft spricht in zunehmendem Maße an. Mehr und mehr wird die Landschaft bewandert mit keinem andern Zwecke, sie kennenzulernen, sie zu erfassen, sie zu genießen. Dies trifft nicht nur für die bebaute und besiedelte Kulturlandschaft zu, sondern auch für die reine, unverandelte Natur, die Wildnis oder Urnatur, wie sie Moore, Einöden und Hochgebirge zeigen. Hier spielt nun noch ein anderer Antrieb herein, nämlich den wachsenden Steinwüsten der Städte mit ihrem Getriebe wenigstens zeitweilig zu entfliehen und im Andersartigen, von menschlichen Eingriffen, von Kultur Unberührten, Ausgleich und „Erholung“ zu suchen.

Man muß sich heute fragen, ob das eben angedeutete Verhältnis zur Landschaft – es ist das Verhältnis der vor dem ersten Weltkrieg Geborenen – noch ebenso besteht und weiterbestehen wird. Denn die großen Wanderwege – etwa auf der Alb und im Schwarzwald – werden ruhiger und ruhiger und unter den Wanderern ist wenig Jugend.

Die Jugend, aber auch viel ältere Jahrgänge, zieht es heute auf die Sportplätze, zum andern aber bewegt sie sich motorisiert durch die Landschaft. Ein ungeheuerer Drang nach rascher Bewegung hat die Menschen ergriffen. Man muß sich sine ira et studio, also nicht vom Standpunkt des belästigten Fuß-

gängers aus, fragen, ob darin eine Minderung oder Änderung des menschlichen Verhältnisses zur Landschaft erblickt werden muß.

Der Fußgänger, der die Landschaft mit eigener Kraft durchschreitet, sie körperlich in ihrem Auf und Ab, in ihren verschiedenen Böden, Düften, Geräuschen erlebt, kann mehr Einzelnes sehen, stehenbleiben, betrachten. Es ist aber kein Zweifel darüber, daß der motorisierte Mensch aus der Bewegung weitere Überblicke, große Zusammenhänge erfassen kann. Das ist nicht wenig, zumal wenn er sie durch sozusagen kleines Wandern im einzelnen ergänzt. Fußgänger und Motorfahrer leben jeweils in anderen Merkwelten, die sich sehr wohl vorteilhaft ergänzen können.

Wie stehen nun die Gestalter der Siedlung, die Städtebauer, zur Landschaft? Denn ihnen fällt es zu, mit der Gestaltung der Siedlung auch ihr Verhalten zur Landschaft zu bestimmen. Und hier ist im *Wollen* weitgehende Übereinstimmung festzustellen, nirgends Gleichgültigkeit gegen die Landschaft. Der erfahrene Gestalter weiß ganz genau, daß er mit den bescheidenen baulichen und finanziellen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, nie gegen die Landschaft ankann, ohne mit der Landschaft auch seine eigene Schöpfung zu verderben. Er muß sich ihr einfügen, er kann die Landschaft nur bisweilen stärker profilieren, ihre Akzente steigern, und damit auch das eigene Werk der Siedlung besser in Erscheinung setzen.

Man fragt sich dann aber, warum bei so weitgehender Übereinstimmung der Gestalter mit den Freunden der Heimat das Ergebnis ihres Planens oft so viel zu wünschen übrig läßt.

Da ist zunächst noch ein Wort über die Gestalter zu sagen: So ähnlich sie im allgemeinen Wollen sind, so ungleich in der Vorstellung der Siedlungsform und im Können. Und dies wird sich kaum so schnell ändern, um so mehr als zur Zeit Schulen am Werke sind, die vergessen oder nie gehört haben, was Meister Heinz Wetzel Gewichtiges zu unserem Thema zu sagen hatte.

\*

Es ist hier nicht der Ort, eine Siedlungslehre wiederzugeben. Nur zwei Gesetze sollen angedeutet werden, die in unserem Zusammenhang von besonderer Bedeutung sind, das der Siedlungsgrenzen und das der räumlichen Durchbildung von Siedlung und Landschaft.

Was uns an vielen Siedlungen so sehr stört, ist das uferlose, unbestimmte, scheinbar willkürliche Sich-



Beispiel eines neuen Wohngebiets in Hechingen, das im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus Einklang mit der Landschaft sucht

Aufnahme: Keidel-Daiker

hineinbeissen in die Landschaft. Nirgends findet man Anfang und Ende, oder man sieht bisweilen ein jähes Abreißen ohne ersichtlichen Grund.

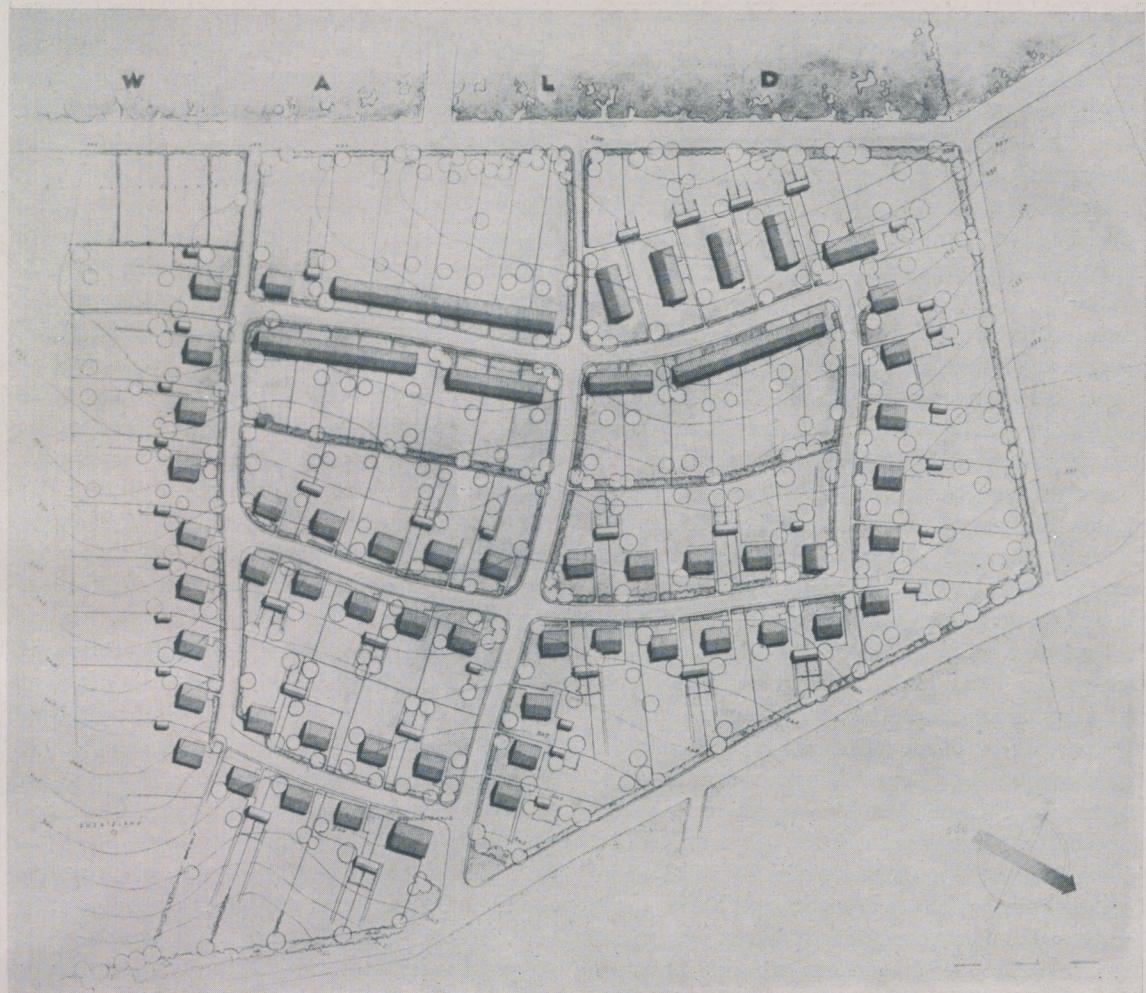
Es fehlt häufig die Aufgliederung der Siedlungs-  
massen in überschaubare Teile und ihre Begrenzung an landschaftlich einleuchtenden Punkten.

Man ist sich heute auch unter ganz anderen Ge-  
sichtspunkten, nämlich unter sozialen, psychologischen, hygienischen, wirtschaftlichen, schulischen, darüber einig, daß die einzelnen Siedlungsteile ab-  
geschlossene Gebilde mit beschränkter Kopfzahl sein sollen. Man ist sich sogar über die günstigste Kopfzahl im In- und Ausland nahezu einig: Sie liegt bei 5000. Dadurch ergibt sich bei einer bestimmten Besiedlungsdichte, auf die wir hier nicht eingehen wollen, eine klare Begrenzung der Siedlung nach außen. Diese Grenze in der Landschaft richtig zu legen, ist eine große Kunst der Gestaltung. Denn die Landschaft ist schon selbst ein Gestaltetes durch Wald, Feld, Wiese, Baum, Strauch, Bach. Es gilt nun für den Gestalter, sich in die Landschaft einzuleben, ihren natürlichen oder kunstvoll geschaffenen Linien und Grenzen oder ihren besonderen Merkmalen nachzugehen, um für eine Siedlung die richtige Grenze zu finden. Dabei gilt es insbesondere der

Bewegung der Landschaft, ihrem Auf und Ab viel Beachtung zu schenken und die Schwellen zwischen steilem und schwächer geneigtem Hang aufzuspüren, selbst wenn sie gering in Erscheinung treten.

Die Anlage einer Siedlung bedeutet immer eine schwere Operation für die Landschaft. Auch die beste Siedlung steht zunächst hart in der Landschaft. Die Narben müssen verheilen, und das braucht oft viele Jahre. Das heißt nicht, daß die Sünden der Siedlungsplaner mit wohltätigem Grün zugedeckt werden sollen – was allerdings bisweilen wünschenswert ist –, sondern das Grün gehört zur Siedlung, wie die Haare auf den Kopf.

Daß irgendwie gegliedert werden sollte, wurde schon lange erkannt. Aber nach welchen Gesichtspunkten? Von Zeit zu Zeit wird Nachahmung und Studium mittelalterlicher Städte empfohlen, in denen in der Tat die Durchgliederung einen unübertrefflichen Höhepunkt erfuhr. Wir schreiten dort von Raum zu Raum, geraten nie in Verhältnisse, in denen der Mensch sich verlassen fühlt, wie in barocken und vor allem neueren Städten und Siedlungen. Können wir das nachahmen? – Nein. Denn schon unser bauliches Material ist ein anderes, unsere Verfahren, unsere gesellschaftlichen und



## Plan der Hechinger Siedlung als Beispiel für Maßhalten im Innern und Einfügung in die Landschaft

Aufnahme: Keitel-Daiker

sozialen Verhältnisse und vieles mehr ist anders. Eins aber ist geblieben: das Gesetz der Gliederung, indem es sich aus der Beschaffenheit des Menschen, nämlich seiner Organe zur Erfassung der Umwelt, also vor allem aus der Eigenschaft des Augenpaares ergibt.

Unter Übergehung kleinerer Raummaße ist in unserem Zusammenhang wichtig, daß der Mensch bis 80, äußerstensfalls 100 m plastisch sieht. Er erkennt noch die Person, er sieht sie noch als Körper, also dreidimensional, er kann sich noch mit erhobener Stimme (ohne zu schreien) verständigen. In Räumen innerhalb dieses Maßes fühlt er sich noch nicht verloren. Er bekommt zu den umgebenden Bauten unmittelbar, ohne Zwischenglieder, ein Verhältnis. Innerhalb dieses Maßes ist persönlicher Raum, Bezug von Person zu Person möglich.

Jenseits der 80 m geschieht ein Neues: der Mensch sieht nicht mehr plastisch, sondern flächig, also zweidimensional, er kann nicht mehr ohne weiteres die Person, sondern allenfalls Mann oder Frau unterscheiden, er kann sich nur noch schreiend verständigen. Auf Plätzen von beispielsweise 200 auf 300 m fühlt sich der einzelne Mensch verloren. Das ist ein häufiges Gefühl bei barocken Plätzen oder gar Plätzen des imperialen Städtebaus.

Jenseits etwa 320 m erkennt man den Menschen auch nicht mehr flächig. Der Mensch ist nur noch ein Punkt oder Strich in der Landschaft.

Das Mittelalter wußte um diese Maße oder wandte sie aus der Erfahrung des Gefühls unbewußt richtig an. Eine Stadt oder Siedlung spricht uns nur an, wenn auf dem Maß des persönlichen Raums aufgebaut, gruppiert, gegliedert wird. Freilich gabs und

gibts auch den größeren Raum in den Maßen von 80 bis 320 m, den Versammlungsraum. Aber er ist nur faßbar, wenn er durch den persönlichen Raum eingeleitet und vorbereitet wird.

Diese Maß- beziehungsweise Gliederungsfrage ist nicht nur allgemein wichtig, weil die Siedlung auch im Innern so werden soll, daß man sie als Heimat empfindet, sondern im Zusammenspiel zwischen Siedlung und Landschaft hauptsächlich aus zweierlei Gründen.

Einmal: Daß wir eine schöne Landschaft in die Siedlung „einbeziehen“ ist schon selbstverständlich. Wenn aber im Innern der Siedlung die kleinen und persönlichen Maße vorherrschen, kann man um so mehr aus diesen kleinen Räumen die Weite der Landschaft von Raumschwelle zu Raumschwelle ermessen. Kommt man umgekehrt aus der Weite der Landschaft in die Siedlung, so nimmt sie einen um so „heimatlicher“, anheimelnder auf, als – im Gegensatz zur Weite der Landschaft – das Grundmaß ein personelles ist. Es sei hier erwähnt, daß im Gebirge der Blick vom Joch häufig viel großartiger, eindrucksvoller, haftender ist, als der vom Gipfel, weil sich vom Joch der Blick vom kleinen persönlichen Raum stufenweise zu den größeren Räumen vortasten kann, während vom Gipfel her der Mensch *unvermittelt* einem Unendlichen gegenüber steht. – Zum anderen ist wichtig: Wir gliedern die Siedlung im Grundriß räumlich durch Vor- und Rücksprünge der Gebäude, durch Absetzen der Hausreihen, durch Baumgruppen und ähnliche Mittel. Wir gliedern sie im Grundriß gleichsam zweidimensional (wenn auch meist mit dreidimensionalen Körpern). Die eigentliche dritte Dimension der Gliederung aber liefert die Landschaft durch ihre Bewegung, durch verschieden geneigte Flächen, die in Kimme und Kehle aneinanderstoßen. Auch dies gliedert die Siedlung. Welche

Gliederung gilt nun? – Die durch die Landschaft bewirkte Gliederung ist die erste und gegebene. Kimme und Kehle kann durch Geländearbeiten und einen sorgsamen Straßenbau meist nur wenig verschoben werden. Die menschliche Gliederung nach den genannten Maßen hat sich dieser gegebenen einzufügen, sie zu steigern und bisweilen überhaupt erst bemerkbar zu machen. Es gilt, die natürlichen Gliederungsansätze aufzugreifen und sie als Stützpunkte der menschlichen Gliederung auszuwerten. Das heißt: die Landschaft liefert, zumindest als Anhalt, die dritte Dimension, das Auf und Ab. Die erste und zweite Dimension wird „entworfen“. Zur Siedlungsgestaltung gehört aber Einklang aller Dimensionen. So ist es Aufgabe des Gestalters, die

erste und zweite mit der dritten Dimension in Einklang zu bringen. – Damit aber werden Siedlung und Landschaft eins. Es ist das Geheimnis von Siedlungen, die wir als Heimat empfinden, daß dies gelungen ist.

\*

Angenommen nun, es wüßten alle Gestalter von Siedlungen um diese Gesetze und noch viel mehr und sie beherrschten auch ihre Anwendung, so wäre damit die Entstehung guter Siedlungen, die Einheit von Siedlung und Landschaft noch lange nicht gewährleistet. In gewissem Sinne wichtiger als der Gestalter ist nämlich der *Bauherr*, der letztlich bestimmt, was werden soll. Wir müssen uns also sehr ernsthaft fragen, wer sind die gegenwärtigen Bauherrn von Siedlung und Landschaft? Was kann man ihnen zutrauen und zumuten? Die Bauherrn von heute haben es viel schwieriger, als die der vergangenen großen Stile.

Der mittelalterliche Mensch lebte in einer festgefügten Vorstellungswelt, die sich in seinen Werken niederschlug. Gewiß bedeutete der Einbruch der Gotik in die Romanik ein erregendes Ereignis. Da ging es den Zeitgenossen vermutlich um „alt“ oder „neu“, nicht um die zusätzliche Frage nach *welcher* neuen Richtung sollen wir planen.

Der mittelalterliche Städtebau war ein aristokratisches Anliegen. Nicht allein weil Kaiser, Herzöge und Grafen, zudem die Kirche gewichtig eingriffen, sondern weil die Städte aristokratisch regiert waren. Nicht der Durchschnitt bestimmte, etwa durch Mehrheitsbeschuß, die Ausformung der Stadt, sondern das Patriziat. Das Ergebnis überzeugt uns landauf landab, soviel Kämpfe auch zu der uns überkommenen Form geführt haben mögen.

Viel einfacher gelöst war die Frage des Bauherrn im absolutistischen Staat: Es bestimmte der Fürst, der Kirche, Adel, Rathaus, Bürgerschaft seinen Plänen souverän einordnete. Zu diesem Städtebau sind zwar formal, ästhetisch, sozial viele Vorbehalte angebracht. Aber wer Bauherr war, an wen sich der Gestalter somit zu halten hatte, war eindeutig.

Bauen heute einzelne Personen für sich selbst, so fügen sie sich bestenfalls in den gemeindlichen Bebauungsplan ein. Es entstehen jene Villengebiete, deren Greuel manche einheimischen und exotischen Gewächse überdecken. In jüngster Zeit suchen sich die Wenigen, die noch selbst bauen können, besonders anspruchsvolle Lagen in der Landschaft aus, womit dann meist ein Unglück seinen Anfang

nimmt, sei es an Seeufern oder Aussichtspunkten. In anderer Weise negativ nehmen einzelne als Besitzer Einfluß auf die Siedlungsentwicklung, indem sie zunächst ihr Eigentum in Hoffnung auf eine spekulative Wertsteigerung der Bebauung entziehen oder ihre Grundstücke trotz mangelnder Eignung in das Baugebiet einzubeziehen suchen. – Wohl kann die Baupolizei da und dort Schlimmes verhindern, aber das Stärkere – das ist gegenwärtig das wirtschaftlich Stärkere – setzt sich hier nur allzuoft durch.

Indessen tritt der einzelne Bauherr mehr und mehr in den Hintergrund. Er hat heute kaum die Mittel, ein Bauvorhaben selbst zu finanzieren. Gewiß beginnen die meisten Siedlungsträger mit Idealismus, dem man vertrauen darf. Aber mit wenigen Ausnahmen endigen die guten Absichten im Räderwerk der Finanzierungsbürokratie.

Zu erwähnen ist als Bauherr nicht zuletzt die Industrie. Die Landschaft mußte sehr schmerzliche Eingriffe durch sie erdulden, sowohl durch die Ausdehnung ihrer Werke, wie durch den Abbau von Rohstoffen. Das konnte, als die Großväter der jetzigen Generaldirektoren in einer bescheidenen Werkstatt oder Mühle anfingen, nicht vorausgesehen werden. Was jetzt in dieser Art geschieht, ist oft bloße Raffgier und Selbstherrlichkeit, der meist die Gemeinden und die staatlichen Aufsichtsorgane keinen Widerpart leisten können. So schöne Werke im einzelnen da und dort entstanden sind, so sehr ist an anderer Stelle die Zerstörung der Landschaft durch Ausweitung der Werke, durch Abbau von Rohstoffen und Verschmutzung der Abwässer und der Atmosphäre noch im Gange.

Als letzte aber wichtigste Bauherren in der Gegenwart seien endlich die Gemeinden aufgeführt. Von Bedeutung sind sie zunächst durch die Bauaufgaben, die sie selbst als Bauherren durchführen: Schulen, Krankenhäuser, Heime, Kindergärten, Friedhofsbauten usw.; insbesondere aber, was nun die Siedlung selbst anlangt, durch die Baulanderschließung. Diese setzt Bebauungspläne voraus, die die Gemeinden aufstellen.

Jeder Plan kann aber immer nur ein Richtplan sein, der der Gegenwart und vielleicht einer kleinen Spanne Zukunft gerecht wird. Rasch jedoch wandeln sich die Ansprüche des Lebens, und ihnen soll sich der Plan elastisch anpassen. Der Plan ist nichts auf langhin Feststehendes, sondern ein Begleiter des in die Zukunft schreitenden Menschen, ein Mittler zwischen Hoffnung und Möglichkeit.

Es ist nicht damit getan, daß die Gemeinde einen Plan besitzt. Wichtig ist seine Verwirklichung in der Landschaft. Dafür sind der Gemeinde weitgehende Handhaben, vor allem aber Mitwirkungsmöglichkeiten gegeben, wenn andere, etwa staatliche Organe die Maßnahmen durchführen. Es sei erinnert an die Baulandumlegung, an die Umlegung im Bereich der Landwirtschaft, an die Möglichkeit, eigene Bodenpolitik zu treiben durch Geländeaufkauf und -verkauf, durch Vermittlung von Geländetausch, dann an die Bauberatung und persönliche Beeinflussung der Bauherren durch die Bürgermeister und ihre Beauftragten. Und endlich kann auch die Baupolizei in gewissen Grenzen eingreifen, wenn anders keine Ordnung geschaffen werden kann.

Kein Zweifel also: die Gemeinde ist für die Gestaltung der Siedlung von ausschlaggebender Bedeutung. Nun sind aber die Bürgermeister und ihre Bauleute bekanntlich keine Souveräne, sondern das eigentliche Organ des gemeindlichen Willens ist der Gemeinderat, und es darf nicht verschwiegen werden, daß dort aus Unkenntnis oder Interessenpolitik manches Unglück passiert ist. Dinge der Siedlungsgestaltung sind in unserem engen Raum immer eine schwierige Angelegenheit, die man letztlich den dazu berufenen Gestaltern überlassen muß. Es heißt die Demokratie ad absurdum führen, wenn man alle Einzelheiten der Siedlung durch Mehrheitsbeschuß festlegen will. Ein Gemeinderat muß die Durchführung dem Bürgermeister und seinen Fachleuten anvertrauen, damit sich der Gestalter an ihn als Bauherrn halten kann. Es ist z. B. unmöglich, daß der Gemeinderat durch Abstimmung die Kopfgröße von gemalten Figuren im Trauzimmer festlegen will ...

Ob man sich mit der heutigen Kunstrichtung befrieden kann, ist eine andere Frage. Wird aber ein Auftrag erteilt, so muß dem Künstler Gestaltungsfreiheit zugestanden werden. Dasselbe trifft für ein so schwieriges Werk wie die Gestaltung einer Siedlung zu. Die Gemeinden werden sonst schwer tun, bedeutende gestalterische Kräfte anzuziehen. – Es ist also ein weiter Weg vom Siedlungsplan zu dessen sinngemäßer Verwirklichung in der Landschaft, ein Weg, der mit Bedacht gegangen sein will.

Am Ende unserer Betrachtung aber sei der Bauherren der Landschaft selbst gedacht: der Bauern und Förster, der Wasser- und Straßenbauer. Nicht die Siedlung allein hat zerstörerisch in die Landschaft eingegriffen, sondern gleichzeitig fand ein

Zerstörungsprozeß der Landschaft selbst statt durch deren allzu rationale Bewirtschaftung, durch Ausrottung von Baum und Strauch, schematische Flurbereinigungen, zu weitgehende Meliorationen, Bach- und Flußverbesserung u. a. mehr. Man kann wohl heute sagen, daß dieser Geist zwar da und dort noch sein Unwesen treibt, aber doch in einer Umstellung begriffen ist, nicht zuletzt dank der fortschrittlich biologisch denkenden und wirkenden Landschaftspflege. Dieser neue Geist erfaßte am frühesten die Forstleute, die so zum Teil die erfreulichsten Bauherren im Bereich von Siedlung

und Landschaft darstellen, sofern sie gewillt sind, den bodenständigen Wald zu schaffen und zu erhalten. So geht vom Wald, der zwar längst keine Urlandschaft mehr ist, aber doch der naturnächste Teil unserer Landschaft, eine gesundende Kraft aus. Man darf hoffen, daß sich die neuen Gedanken der Landschaftspflege bis in die noch unruhig tastende Siedlungsplanung hinein auswirken. Dann werden wir künftig auch neu gestaltete Siedlung und neu geformte Landschaft als Heimat empfinden, um sie wiederum erhaltend, bewahrend, pflegend, gestaltend ins Künftige zu tragen.

## Volk unterwegs

Eine ungarndeutsche Siedlung in Oberschwaben

*Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen*

Dem Bericht über eine in der Gegenwart erfolgte Umsiedlung, deren merkwürdige Einzelheiten mitten hineinführen in die Fragestellungen einer Gegenwartsvolkswissenschaft, muß ich eine Geschichte vorausschicken, die fast legendenhafte Züge trägt und doch nichts weiter ist, als die Wiedergabe nüchterner Tatsachen einer wirklichen Begebenheit.

Im Frühling des Jahres 1949 faßte in dem nicht weit von Passau gelegenen Dorf Künzing zwischen Osterhofen und Vilshofen ein Mann nach langer Arbeitslosigkeit den Entschluß, irgendwo in Deutschland auf die Suche nach Arbeit zu gehen. In wochenlanger Reise fuhr er auf dem Fahrrad westwärts, überall in Städten und Dörfern bei den Meistern seines Handwerks vergeblich um einen Arbeitsplatz fragend. Die Donau, an deren Ufern Künzing liegt, war gewissermaßen der Richtweg für den Mann. So kam er schließlich an die Westgrenze Deutschlands, nach Lörrach. Der Verzweiflung nahe, weil er immer noch keine Arbeit gefunden hatte, lenkte er sein Fahrrad nun wieder donauabwärts. Auf der Rückreise geriet er abends in ein heftiges Gewitter, das ihn zwang, in einem nahen, ihm gänzlich unbekannten Ort um Nachtquartier zu fragen. Er trat, völlig durchnäßt und erschöpft, spät abends in die Polizeiwache des Städtchens Riedlingen, in Oberschwaben an der Donau gelegen. Hier bat er, die Nacht auf einer Pritsche verbringen zu dürfen. Der Polizist aber wollte sich zunächst beim Bürgermeister der Stadt versichern, ob er den Unbekannten aufnehmen dürfe. Der Bürgermeister war in Dienstgeschäften

auswärts. Doch ließ die Frau Bürgermeisterin den Unbekannten noch in später Nachtstunde in ihr Haus kommen, um ihn mit einem Imbiß zu stärken. Als der Wanderer sich an den bescheiden gedeckten Tisch gesetzt hatte, fiel der Bürgermeisterin auf, daß er zuvor die Hände zu einem stillen Tischgebet faltete. Und als der Mann gesättigt war, bat er seine Gastgeberin, ihr seine Geschichte erzählen zu dürfen, eine Geschichte, wie sie nur allzu bekannt war und ist, eine Geschichte von Heimatlosigkeit, Barackendasein, Not und Arbeitslosigkeit, aber auch eine Geschichte des Willens, wieder Mensch unter Menschen sein zu können, wieder mit der eigenen Hände Arbeit die Familie ernähren und eine neue Existenz aufbauen zu können.

Der in später Nachtstunde heimgekehrte Bürgermeister prüfte am andern Morgen in besinnlicher Aussprache den unbekannten Gast auf Herz und Nieren und schickte ihn schließlich zu einem Schreinermeister in der Stadt. Hier fand der Mann sofort Arbeit, und es wurde ihm Gelegenheit und Geld gegeben, noch einmal zu seiner Familie nach Künzing zu fahren und alles zur Übersiedlung nach Riedlingen zu richten.

Das alles wäre Einzelschicksal geblieben, wenn nicht hier in Künzing viele Landsleute dieses Mannes mit Spannung auf Nachricht von ihm gewartet hätten, denn es war ihnen, als hätten sie ihn als Kundschafter ausgesandt, das Gelobte Land zu suchen. Und die frohe Botschaft des Mannes erweckte neue Hoffnung unter seinen Landsleuten. Einer der Ihnen, der eine